

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 250.

Dienstag, 26. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Diesen Kreis beschloß Dr. Binger möglichst weit zu ziehen. Er bediente sich dazu der Hilfe des Meldeamts, und zufolge der Erlaubnis des Kommissars durfte er den Zeugenvernehmungen beiwohnen. Man ging dabei chronologisch vor. Das Ergebnis war höchst auffällig.

1. Eine Klara Ost war bis 15. Juli Dienstmädchen bei Professor Molinar. In der Nacht zum 16. brach Hans Grüner mit zwei Komplizen ein, und seitdem ist Klara Ost bei ihrer Mutter in der Vorstadt, ohne zu arbeiten.

2. Der Chauffeur des Kurmallers Großmann, dem am 16. Juli sämtliches Silbergerät stahl, tanzte in dieser Nacht zwar — wie er beschwören wollte — in der See. Wie kam es aber, daß seine „Braut“ sich zwei Wochen später neu equipieren konnte?

3. Jeanette Duval, das Zimmermädchen des am letzten Abend bestohlenen französischen Botchafters, hat, sicherem Gerücht nach, bei der Abreise nach Paris eine neue Wäscheausstattung wie eine Fürstin — erhalten bei der Firma Braun — gehabt haben.

4. Mieke Maier, obwohl erst seit 8 Wochen im Dienst bei Fabrikanten Lehmann, dem man am 18. Juli die Wohnung ausgeräumt hatte, und verhältnismäßig als „Neue“, hatte am 20. Juli plötzlich den Dienst verlassen. „Sie fürchtete sich zu Tode in einem Hause, wo einmal eingebrochen worden sei.“ Wahrscheinlich hat diese Angst zu betäuben, hatte sie sich am nächsten Abend mit einem wildfremden Kavalier zusammengetan, und es soll in dem verschwiegene Abteil einer der Sekt in Strömen geflossen sein.

Nach diesen Vernehmungen bat Dr. Binger um eine Pause. Seine Augen hatten einen seltenen Glanz bekommen.

Warum und wann Sie die übrigen Diensthöten vernahmen wollen, steht in Ihrem Ermessen . . . Haben Sie nichts gemerkt?

Kommissar Fischer hob erstaunt den Kopf.

Daß die modernen Diensthöten zu viel Lohn bekommen und fortlaufen, wenn es ihnen paßt . . .

„Es sieht so aus, ja“, lächelte der Ungar. „Ohne weitere Beweise wäre ich ebenfalls dieser seufzenden Meinung. Ohne diesen Feldzugsplan . . .“

Er klappte seine Briestafel auf und übergab dem Kommissar ein schmutziges, zerknittertes Blatt Papier, auf dem sich mit Bleistift gezogene Quadrate, Ziffern, Linien und rote Kreuze befanden.

„Feldzugsplan? Ich verstehe nicht . . .“

„Weil Sie die Wohnung des Professors Molinar kennen. Hier finden Sie alle Räume aufgezeichnet.“

Wie mit der Elle abgemessen. Und wissen Sie, was die Bedeutung den roten Kreuzen zukommt? Dort steht die Diele, hier freilich eine Tür und durch dieses Fenster fällt der Schein einer Laterne. Ich habe alles überprüft.“

„Donnerwetter!“

„Das habe ich mir auch gesagt. Vielleicht fiel mein Plan noch kräftiger aus.“

„Und Sie fanden . . .“

„Dieser Plan lag in der Aschengrube der Villa des Professors Molinar. Wenn ich irgendwo zu Gast bin, habe ich unangenehme Gewohnheiten. Zumal in einem Hause, wo man einen Einbruch versuchte . . .“

„Nochmals: Donnerwetter! Wer kann den verräterischen Wilsch angefertigt haben? Die Diebe?“

„Das Dienstmädchen. Ich schwänkte nur noch, ob es die verflozene Klara Ost war für den Dieb Hans Grüner oder Kitty für denjenigen Gauner, dem die Tat besser glücken sollte. Kitty ist aus dem Dienst ohne besonderen Grund jetzt entlaufen.“

Kommissar Fischer rieb sich die Stirn.

„Aber weshalb ein Diensthöte?“

Dr. Binger blickte durchs Fenster in die Ferne. Es währte ziemlich lange, bis er leise die Antwort fand.

„Weil die Gauner, hochintelligent, gefügige Unterorgane brauchen, die ihnen blind gehorchen. Binnen vier bis acht Wochen kann jedes verliebte Stubenmädchen eine Skizze anfertigen, aus der der Geliebte ersieht . . . wie er sie des Nachts zu einem zärtlichen Tete-à-Tete besuchen kann, ohne daß eine . . . Diele inrart.“

Dr. Binger lachte herzlich in sich hinein.

Der Kommissar brummte ungeduldig vor sich hin.

„So also fassen Sie die Sache auf? Und ich soll nicht unverzüglich diese Klara Ost, die Mieke Maier, den Chauffeur usw. verhaften?“

„Um Gotteswillen! Wir haben doch erst den weiteren Kreis, Personen, die unschuldig sein können. Im engeren Kreise dagegen schürzt Intrigen eine bildschöne Frau. In ihr konzentriert sich die höhere Intelligenz der Verbrecher.“ Wieder blickte Binger sinnend durchs Fenster. „Frauen wie der Dame mit dem Schönheitspflasterchen bedient man sich, um im Fluge ein Gespräch zu erhaschen, durch den Typ der „besten Gesellschaft“ zu täuschen, Seelenarbeit verrichten zu lassen . . . Doch nun erzählen Sie, was machen unsere beiden Häftlinge?“

16. Kapitel.

Die Kassiber.

Wie bereits erzählt, hatten Kurt Vogel, der Redakteur des „Kanarienvogel“, sowie Hans Grüner in ihrer Zelle einen Kassiber empfangen, gelesen und je nach Auffassungsvermögen beurteilt.

Als die Stunde des morgendlichen Spaziertrotts auf dem Hofe des Untersuchungsgefängnisses begann, spielten sich folgende Vorgänge blitzschnell ab.

Der hagere Redakteur machte lange Schritte, redete die schwindstichtige Brust dem kühlen Morgenwind entgegen, verfluchte sich bald und mußte niesen. Hastig zog er das Taschentuch, verlor es für zwei, drei Sekunden. Als er es wieder aufhob, rollte eine winzig kleine Gipskugel — war sie vom Himmel gefallen? — über den festgestampften Boden des Hofes.

„Niedliches Spielzeug für einsame Stunden!“ lächelte er und stopfte Tuch nebst Gipskugel in die Tasche.

So der eine Gefangene.

Hans Grüner war anfänglich absolut nicht zu bewegen, den Hof zu betreten. Er schämte sich entsetzlich.

Durchs Türfenster sah er den mechanischen Gleichschritt der Gefangenen. Wie eingesperrte Tiere schritten sie im Kreise.

Dort hinaus? Wenn ihn einer sah, erkannte . . . ! Von hinten half ein Wachtmeister wohlwollend nach. Gefangene müssen an die frische Luft . . .

Bestürzt stolperte Hans Grüner über die Schwelle, versuchte — vom grellen Tageslicht geblendet —, sich dem stumm dahinschreitenden Kreis einzufügen, wechselte unbewußt und mechanisch den Tritt, um auf der anderen Seite der Mauer angelangt, höchst diszipliniert quer über den Hof zu eilen:

„Lassen Sie mich meinetwegen auf dem Dach spazierengehen! Hier wird man noch verrückter.“

Vom Fenster des obersten Stockwerks lösten sich zwei Herren, die den Talar des Anwalts trugen.

„Kurt Vogel verdient befreit zu werden. Er ist nicht ohne Grips . . .“

„Aber unser Hänschen ist und bleibt ein Idiot. Mag er drum noch eine Zeitlang schmoren. Nicht wahr, Herr Kollege?“

Die beiden lachten sich verständnisvoll an, trugen das Amtskleid eines deutschen Rechtsanwalts in den Schrank zurück, dem sie die Robe entnommen, und fuhren in einem Auto fort, das nur eine Viertelstunde vor dem Gerichtsgebäude gehalten.

*

Kurt Vogel drehte, wieder in der einsamen Zelle, die kleine Gipskugel zwischen den Fingern.

„Sie ist hart und schwer. Ob ich sie mit den Zähnen auftriebe?“

Endlich gelang es ihm.

Der Inhalt bestand aus einer vorzüglich gearbeiteten Stahlarten Feile und einem Zettel.

„Bravo! Als Zeichen, daß wir Sie nicht vergessen haben!“ stand auf der einen Seite. Auf der anderen war der Weg von Zelle 99 bis in die Freiheit minutiös aufgezeichnet.

Kurt Vogel überlegte nur kurze Zeit, dann versenkte er Gipsreste, Feile und Zettel in das Zellenklosett und spülte tüchtig Wasser nach.

„Mir zu banal. Überdies wird man bei der letzten Tür gewöhnlich gehasht. Wenn die Leute keinen höheren Grips entwickeln können, war ich ein Kindoisch, ihnen die Spalten meines Blattes geöffnet zu haben.“

Er warf sich auf die Britsche und schloß die Augen. Wenn die Gauner der zwölf Nächte etwas vom Handwerk verstanden, mußten sie einen unschuldigen Redakteur durchs Schlüsselloch in die Freiheit blasen.

Der andere Gefangene litt zu dieser Zeit unter dem dringenden Verdacht, mit der Außenwelt in verbotener Verbindung zu stehen und einen Fluchtversuch zu planen. Als Hans Grüner nämlich auf dem Hof gestolpert war, flog einem Wachtmeister in der Nähe etwas Hartes an den Kopf. Nicht Hans Grüner bückte sich, sondern der Wachtmeister, um nach Beendigung des Spazierganges der Häftlinge auf dem Schreibtisch des Direktors eine Gipskugel zu deponieren.

Man schlug die Kugel mit einem Hammer entzwei, um aus den Trümmern eine vorzüglich gearbeitete Stahlfeile und einen winzigen Zettel zu schälen. Er bot den Grundriß der Gefangenenanstalt nebst diversen interessanten Einzelheiten. Auf seiner Rückseite standen die Worte:

„Zwei Uhr 15 am günstigsten. Denke an die Wette, Hans! Raff Dich zusammen, alter Junge, und halte den Schnabel!“

Man schlug in den Büchern den Namen Hans auf. Und als man die Zelle des zwanzigsten Hans betrat und ihm schweigend den Fund vorwies, sagte er:

„Ich sagte Ihnen ja schon neulich etwas von Rastbären, aber Sie wollten mir's nicht glauben. Natürlich war die Feile für mich bestimmt. Himmel, muß sich denn ein total Unschuldiger mit Gewalt befreien lassen?“

Man sah in den Listen nach. Aha, ein Kurt Vogel war Mitschuldiger.

Als man in dessen Zelle trat, öffnete er trüg die Augen.

„Ach nee, ein Hans Grüner hat so was bekommen? Kenne den Mann absolut nicht. Wird ebenso unschul-

dig sein wie ich. Die ~~ganzen~~ Gauner sollen mit ~~ihnen~~ Feilen arbeiten? Glauben Sie doch selbst nicht. Heben einen, der hier sitzt, gewissermaßen übernatürlich in die Freiheit.“

„Frecher Kerl!“ meinte nachher der Wachtmeister. „Aber der Hans Grüner ist ein ganz Gerissener. Er spielt den Klapser, seit mir die Gipskugel an den Kopf geflogen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Gräfin.

Novelle von Albert Reineke.

Es war Anfang Juli zur Hochsaison in einem der nehmsten internationalen Badeorte. Viele Aristokraten und reiche Leute aus allen Teilen der Welt waren eingetroffen. Niemand aber zog die Aufmerksamkeit in so starkem Maße auf sich wie die junge, schöne Gräfin de la Motte, die in der prachtvollsten Villa für sich gemietet hatte.

Die Gräfin war in der Tat eine interessante Erscheinung, von formvollendeter Gestalt, mit großen feurigen Augen und tiefschwarzem Haar. Sie besaß einen eigentümlichen Liebreiz, der alle in ihren Bann zog. Ihre Kleidung war einfach, aber von ausserordentlichem Geschmack. Begleitet war sie stets von einem jungen Diener in Livree, der mit größter Respektvoll folgte.

Aus der Fremdenliste ging hervor, daß sie aus Italien eingetroffen war. Bald sprach es sich herum, daß sie die Witwe eines Grafen sei, der ihr nach seinem Tode ein großes Vermögen hinterlassen habe.

Es dauerte gar nicht lange, so war die Gräfin de la Motte die gefeiertste Dame der Badegesellschaft. Besonders wurde sie von den Herren bewundert und angebetet. In ihren Worten konnte man entnehmen, daß sie mit ihrem verstorbenen Gatten, der bedeutend älter war, in einer glücklichen Ehe gelebt habe. Man fand es daher natürlich, daß sie sich mit der Absicht trug, sich bei Gelegenheit wieder zu verheiraten. An Anträgen fehlte es ihr nicht.

In der eleganten Villa der Gräfin kostete bald ein Hof das andere ab. Die Einladungen wurden stets durch ihren Diener persönlich überbracht.

Die Gräfin entwickelte auf den Festen einen übertriebenen Luxus. Dabei vergaß sie aber nicht die Armen und ihrer Anregung war es zu verdanken, daß ein großes Wohltätigkeitsfest zugunsten von Waisen und unehelichen Kindern veranstaltet wurde.

Sie selbst hielt bei dieser Gelegenheit eine sündensprache und betonte darin die Härten, die die menschliche Gesellschaft den unehelichen Kindern gegenüber hervorbrachte. Lauter Beifall folgte ihrer Rede, und da sie selbst eine größere Summe zeichnete, so wollte natürlich keiner zurückstehen. Das Ergebnis war glänzend. Jeder pries den Wohltätigkeitsinn der schönen Gräfin.

Bald darauf ereigneten mehrere Einbruchsdiebstähle, in den Villen der Fremden verübt wurden, die Gemüter der Badegäste. Die Diebe mußten mit großem Geschick und ständlicher Furcht vorgegangen sein. Auch der Villa der Gräfin wurde ein Besuch abgestattet. Schmuckgegenstände von großem Werte wurden überall gestohlen.

Die Behörde setzte alle Hebel in Bewegung, um auf die Spur der Verbrecher zu kommen. Alles vergeblich. Selbst aus der Hauptstadt herbeigerufene erprobte Kriminalbeamten konnten nichts ausrichten. Sie kamen nur zu dem Ergebnis, daß die Einbrecher genaue Lokalkenntnisse gehabt haben mußten. Besondere Aufregung rief aber ein Vorfall in dem nächsten Balle der Gräfin hervor. Unter den Gästen befand sich auch die Herzogin von Chartreux, die bisher bei den Diebstählen verschont blieb, weil sie ihren Schmuck größtenteils bei sich trug und des Nachts im Schlafsaal sorgfältig verwahrte. Zu jenem Balle trug sie nun, wie immer bei Festen, ein reich mit Brillanten geschmücktes Diadem, das ein altes Familienerbstück war. Als sie sich in der Garderobe des Mantels entledigt hatte und schon auf dem Wege zum Saale war, bemerkte sie zu ihrem großen Schrecken das Fehlen des Diadems.

Die Gräfin de la Motte war fassungslos, als sie davon hörte. Es war ihr außerordentlich peinlich, daß sich dieser Vorfall in ihrem eigenen Hause zutrug. Sie ließ sofort die Garderobe und sämtliche dort abgelegten Kleidungsstücke genau durchsuchen. Auch das Personal wurde auf ihre Anordnung hin einer Leibesvisitation unterzogen. Alles ohne Erfolg. Schließlich tröstete die Gräfin die Herzogin damit, daß hier ein Irrtum vorliegen müsse und sich das Diadem sicherlich im Hause der Herzogin vorfinden würde. Sie sandte sofort ihren treuen, zuverlässigen Diener zur benachbarten Villa. Dort fand sich dann auch zur größten Freude der Herzogin das kostbare Schmuckstück auf dem Fußboden des Ankleidesimmers.

An diesem Abend war die Gräfin besonders schön und mit ausgefuchtem Geschmack gekleidet. Um den Hals trug sie ein wertvolles Perlenkollier. Wie immer wurde sie von Anbetern umschwärmt, ganz besonders von Lord Brighton, der große Güter in England besaß. Er überhäufte die Gräfin mit Aufmerksamkeiten und teuren Geschenken und wurde als aussichtsreichster unter ihren Bewerbern angesehen. Während einer Pause zwischen den Tänzen lustwandelte die Gräfin in Gesellschaft des Lords im Garten. Sie ließen sich auf einer von Rosenbüschen umstandenen Bank nieder und der Lord war überglücklich, mit ihr ungestört plaudern zu können. Da bat ihn die Gräfin, doch eine kleine Erfrischung herbeizuholen, sie fühle sich durstig und ermüdet. Der Lord eilte, ihren Wunsch zu erfüllen. Als er mit einem Glas gekühlten Champagners zurückkehrte, fand er die Gräfin zu seinem Schreden ohnmächtig auf der Bank liegen. Er bemühte sich sofort um sie und stülpte ihr etwas Champagner ein. Als die Gräfin zum Bewußtsein gekommen war, erzählte sie dem Lord, daß sie von hinten angefallen worden sei. Erst jetzt bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß ihr wertvolles Perlenkollier gestohlen war. Um ihre Gäste nicht unnötig in Aufregung zu versetzen und das Fest dadurch zu stören, bat sie den Lord, über den Vorfall einstweilen zu schweigen.

Der Lord war untröstlich und machte sich bittere Vorwürfe, die Gräfin allein gelassen zu haben. Der Diebstahl wäre sonst nicht geschehen. Er bat so lange, bis ihm die Gräfin gestattete, ihr ein neues gleichwertiges Perlenkollierband als Ersatz zu schenken.

Tags darauf erhielt die Gräfin das versprochene Schmuckstück. Man sah den Lord jetzt häufiger in ihrer Gesellschaft, und es war schon ein offenes Geheimnis, daß die Verlobung der beiden bald gefeiert werden würde.

Eines Tages jedoch war die Gräfin mit ihrem Diener in aller Frühe abgereist. Niemand wußte wohin. Man war überrascht und stand vor einem Rätsel.

Kurze Zeit darauf klärte sich die Situation. Der Lord erhielt folgenden Brief von der Gräfin:

My Lord! Es tut mir leid, Ihnen eine Enttäuschung bereiten zu müssen. Sie glaubten sicher, ich würde mich mit Ihnen verheiraten. Andere Herren erhofften dasselbe. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich schon verheiratet bin, und zwar mit jenem Manne, der meinen Diener spielte. Jedenfalls sage ich Ihnen und der ganzen Gesellschaft für Ihre Opferwilligkeit und die zahlreichen, kostbaren Geschenke meinen herzlichsten Dank. In Wirklichkeit bin ich gar keine Gräfin, sondern das auferhebliche Kind einer Tänzerin. Ich schäme mich dessen aber durchaus nicht, denn ich gebe nichts auf die Vorurteile dieser Welt, die nur nach dem Schein urteilt. Sie werden zugeben müssen, daß ich mich in jeder Beziehung tadellos in der vornehmen Gesellschaft bewegt habe, wie es gewiss eine Aristokratin nicht besser hätte tun können. Die Einbrüche und Diebstähle wurden durch meinen „Diener“ verübt und gehen natürlich auf mein Konto. Waren sie nicht meisterhaft ausgeführt? Es lohnte sich reichlich! Geben Sie sich keine Mühe, uns aufzuspüren. Wir befinden uns schon in voller Sicherheit und werden uns jetzt dem Genuß der erworbenen Reichtümer in aller Ruhe hingeben. Richten Sie, bitte, der Herzogin aus, daß ihr Diadem nur eine Nachbildung ist, die von meinem Diener, der von Beruf Goldarbeiter ist, kunstgerecht angefertigt wurde. Das echte ist in meinem Besitz.

Ich bleibe für immer Ihre dankbare
Alma Henschte, „Gräfin de la Motte“.

Am Brunnen der Nomaden.

Von Dr. Walter Reiz.

Drei oder vier Tagereisen südwärts, quer übers Mittelländische Meer — und wir sind mitten in einer ganz neuen, fremden, märchenhaften Welt: Tunesien! Dies Land der Berber und Beduinen birgt noch tausend Geheimnisse, die den mit frischen Sinnen reisenden Europäer im Tiefsten packen. Einer, der sich vom Zauber dieses Landes fesseln ließ, ist Walter Reiz, aus dessen demnächst erscheinenden Buche „Bei Berbern und Beduinen“ (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart) wir unseren Lesern eine Kostprobe vermitteln dürfen.

Am Fuße des Berges von Tafruma, wo die breite Straße den ersten Felswall überschneidet, gähnt der Felsenbrunnen.

Braun aufgebrochen liegen die Felsen da an der Sonne und strahlen ringsum durstige Dürre aus. Die schiefe gewachsene, zweistämmige Palme, die in der Nähe steht, ist unausgeblüht; sie verstärkt nur noch den Eindruck der Leere, der Trostlosigkeit dieser Gegend.

Der Brunnen ist in die Felsentiefe hinabgegraben. Oben von einer Mauer umkränzt, unten sich in klobige Felsen senkend. Der Spiegel des Wassers glänzt schwarz aus der schwarzen Tiefe herauf. Wie weit er hinabreicht — wer weiß es? Wenn sich darin nur immer wieder trinkbares Wasser sammelt.

Dieser Brunnen ist Lebensquell für das auf dem Berge thronende Berbernest Tafruma. Lebensquell für alle Nomadendörfer in weiter Runde. Lebensquell für alle Wanderer oder Fuhrleute, die aus der fast unabsehbaren Breite des Landes hierher und hier durch geraten; führt die Straße doch nach dem wichtigen Orte Zaghuani in den Bergen. Drum ist der Brunnen Stellbildeinplatz für alle, die in der Umgebung wohnen.

Ihm ist ein niedriger, breiter Trog angebaut. Als wir am Morgen hier vorüberkamen, war niemand da. Jetzt aber hoch ein Berbermädchen mit den „Aleidern“ im Wasser des Troges und wäscht: Zeltdecken, Tücher, Schlafdecken. Lauter armes, dunkles Gewebe. Ein rundes, braunes Gesicht, aus dessen geschwärmtem Munde schneeweiß schimmernde Zähne schimmern. Ein rotes Kopftuch erhöht den Reiz dieses nicht schönen, aber prägnanten Frauensimmerchens.

Zwei andere Nomadinnen stehen dabei. Ihre großen Senfelfrüge haben sie auf der Brunnenmauer abgestellt, um den einen Henkel ein Seil geknüpft. Blaue und rote Fäden sind ihre Kleidung. Die silbernen Armbänder blinken weiß auf der dunklen Haut ihrer Arme. Fröhlich plaudernd und lachend, nach allem andern als nach dem Krug blidend, lassen sie diesen ruckweise in die Tiefe hinabgleiten. Ab und zu schlägt er an den sacht in den Brunnen schacht herausragenden Felsen an. Endlich hört man brüten das Wasser in den Krug hineingurgeln. Wenn je, so begreifen wir jetzt das alte Wort vom Krug, der zum Brunnen geht, bis er bricht.

Nun klettert das eine Mädchen auf den Mauerkranz des Brunnens, um den vollen Krug besser heraufziehen zu können. Mit großen Schwingen wird die irdene Last geschickt gehoben. Aus den Kleiderfalten schimmert dabei der arbeitsharte, schlanke, bronzene Körper, und der Schmutz kloppt silbern dazu.

Von den Seilen, an denen die Krüge, die schwarzen Ziegenfelle und Eimer (oft gebrauchen diese Nomadenweiber ganz gemeine, verbeulte Blechbüchsen, die einstmal Öl- oder Benzinbehälter gewesen sein mögen) in die Tiefe gelassen und heraufgezogen werden, ist der Brunnenrand ringsum schon tief zerfetzt; beinahe wie ein Zahnrad, das einwärts gezähnt ist.

Seit wie vielen Jahrhunderten schon mag hier Tag für Tag dies ewig-neue, ewig-alte Schauspiel des Wasserholens geschehen ...?

Aus dem Felsenest Tafruma herunter kommt ein jüngeres Weib mit einem Esel, welcher zwei Krüge trägt. Von irgendwoher aus dem welligen Nomadengelände schleppt eine alte, verrunzelte Nomadin ihren bauchigen Krug zum Brunnen. Von den nächsten Nomadenzelten reiten gleich drei gebräunte Schönheiten auf ihren Eseln herzu — alle werden sie unverzüglich mit einer blitzblank lachenden Erklärung über die „Sawoarni“-Berren überschüttet; alles macht neugierige Augen; alles wird von der Freude der Wäscherin angefeuert. Und diese wird um so ungeduldiger, je mehr Bekannte sie um sich weht.

Rauhe Stimmen, rauhe Sprache und doch — welch erquickliche Fröhlichkeit! Wie ganz anders tönt dieses Leben als das im müden mohammedanischen Tunis!

Eigenartig schön ist die Begrüßung dieser Leute; sie stüßt sich augenscheinlich je nach Verwandtschaftsgrad oder Alter ab.

Die alte Nomadin wird von der Wäscherin mit einem Kuß auf beide Kinnelwangen begrüßt, ohne daß die Greisin die Küsse erwiderte. Eine jüngere Nomadin aber gibt der Wäscherin die Hand, diese gibt ihr ihre Hand zum Kuß zurück, küßt dann die Hand der Freundin, gibt die Hand nochmals zum Kuß, küßt wieder die Hand der andern, und diese berührt hierauf, weil sie der Anführerin ist, zum drittenmal die Hand der Wäscherin mit ihren Lippen. Die beiden Hände lösten sich während dieser Küßerei nicht. Alles geht sehr still und geschmeidig vor sich: hin und her, hin und her und hin.

(Auch Männer haben wir schon durch solch zwei- bis dreifachen Handkuß oder durch Küsse auf beide Schultern sich begrüßen.)

Ein Fuhrmann fährt mit dem hier üblichen zweirädrigen, rot bemalten, an den Rädern und Stangen mit allerhand Arabesken verzierten Wagen einher. Er hält an, steigt ab, nähert sich den Frauen am Brunnen und bekommt, ohne auch nur ein Wort zu sagen, einen Krug mit frisch heraufgezogenem Wasser zum Trinken gereicht. Die seltsame Palme daneben raschelt dürr im Mittagswinde.

Ist's nicht genau wie in der Bibel? Rebekka ...

Die Welt der Frau

Das hübsche Heim.

Es ist die Sehnsucht aller jungen Paare, das eigene Heim zu bauen, und das Ziel aller Bestrebenden, dies ersehnte Zuhause hübsch und behaglich auszustatten. Der Geschmack ist wohl der Zeit angemessen, aber er bleibt vielseitig und vielfältig, und ist der Bildung, dem Geldbeutel, der ästhetischen Einstellung des einzelnen angemessen. Die jetzige Zeit hat Freude an Form und Farbe wie kaum eine Zeit vor ihr, bis in alle Schichten der Bevölkerung ist aber auch eine Vertiefung des Geschmacks festzustellen. Auch die einfache Frau lehnt heute den vormals so beliebten Kitsch ab, sie verlangt vor allem gute Ware beim Einkauf, das gefällige Ansehen genügt nicht mehr allein, der schmale Geldbeutel zwingt sie auf Dauerhaftigkeit und Langlebigkeit zu sehen.

Unsere moderne Wohnung weist heute klare kühle Linien auf, sie lehnt die gerasteten fürstlichen Portieren ab, die Vollenstoffs, die verschnörkelten Möbel, die überflüssigen Nippes und all das Brimmbamborium, das den Hausfrauen vor uns das Leben noch komplizierter machte. Raumbeschränkung zwingt dazu, praktisch zu denken, das Notwendige ist dazu da, uns das Leben erleichtern und die Arbeit zu verringern. Wir lernen bei dem praktischsten und nützlichsten Volk der Welt wieviel Ballast wir noch vereinfachen, wieviel wir noch entbehren könnten, denn noch immer steht die Amerikanerin kopfschüttelnd vor der deutschen Hausfrau und ihrer Unermüdlichkeit, die immer noch aufgeht im Haushalt und in der Sorge für Mann und Kinder. Wir haben schon viel gelernt, aber wir müssen weitere Vereinfachung der Lebensweise dazu lernen, denn der auch bei uns von Jahr zu Jahr härter werdende Kampf ums Dasein zwingt dazu. Das Lachen unserer Kinder, die Zufriedenheit des Gatten soll unseren Tag überglänzen, aber wir wollen nicht schulden wie die Rastelbinder am Waschtag und am Einmachtopf, um abends dann mürrisch und überarbeitet zusammenzusinken, die Kinder abschüttelnd und den Mann durch unsere üble Laune ins Wirtshaus jagend. Die paar Mark für die Waschfrau müssen dann gewöhnlich verdoppelt und zum Arzt getragen werden. Die Konjerven vom Kaufmann sind nur um ein geringes teurer als das so mühselig nach Motters Rezept — unter Aufwendung verschwundener Frauenkraft — selbst hergestellte Eingemachte, aber es ist der deutschen Hausfrau nun mal so ein süßes Gefühl, bis zur Selbstvernichtung herumzurollen und dann im Bewußtsein erfüllter Pflicht den schönen ruhigen Abend zu vergähnen oder zu verschlafen. Man kann nicht liebenswürdig, nicht zärtlich, nicht eindrucksfähig bleiben, wenn man als Frau sich selbst überlastet, und häufig bekommen diese Frauen dann auch die Quittung: sie werden in die Ecke gestellt, und die Augen und die Sinne des Mannes wenden sich den Marien des Lebens zu.

Sehr viel vernünftiger ist schon unsere junge Hausfrau eingestellt, die nach dem Krieg geheiratet hat. Ihr bester Verbündeter war die knappe Zeit. Sie kam nicht mit einer großen Grünzimmerwohnung in die Ehe, nicht mit vollgestopften Schränken und Kästen — wenn das Glück groß war bekam sie zwei hübsche Zimmer und eine traute Küche, und zum Rezept abschreiben hatte sie viel zu wenig Zeit. Da gab es den Beruf, den Sport, die vielen geistigen Interessen — sie bringt viel Arbeitsfreude, viel jungen Pflückteiler mit, aber sie wird keineswegs in die Fustapfen der Mutter treten. Sie wird fröhlich sich ihres Tages Last einteilen und ihre kleine Wohnung schmutz und sauber halten, aber der Abend soll ihr und dem Gatten und ihrem gemeinsamen Weiterstreben gehören. Der Ehemann ist ihr nicht mehr der Herrlichste von allen, der seine niedere Magd nicht kennen darf, er ist ihr guter Kamerad, dem sie geistig keineswegs nachsehen will, und der ihr dafür im Haushalt auch mal tapfer zur Hand gehen muß. Die Kinder, die in diesen modernen Ehen heranwachsen, werden nicht mehr zu Blaggeistern erzogen, die mit tausend Ansprüchen zur Mutter kommen, sie bekommen von der praktischen Mama jogleich ihren kleinen Pflichtenkreis und lernen von frühester Jugend an Zeitberechnung, Raumberechnung und Geldberechnung. Sie werden nicht ganz so viel Märchen hören, wie wir gehört haben, ihre blauen oder braunen Augen werden nicht verträumt nach dem Glück Ausschau halten wie unsere dummen guten Kinderaugen dereinst, aber sie werden mit hellem klaren Blick das Leben sehen wie es wirklich ist, und sie werden gerade deshalb vielleicht glücklicher werden als wir es waren.

Man kommt mit den höheren Semester zu Lebensweisheit, aber die deutsche Frau kann sich so unendlich schwer auf die neue Zeit einstellen. Sie lernt es nicht, daß sie nicht selbst an der Nähmaschine herumfusseln braucht, daß fertige Kleider und gekaufte Wäsche genau so gut und billig ist, wie die selbstgearbeitete, denn man verarbeitet die schlechten Stoffe nicht mehr, weil sie nicht gekauft werden, und ist deshalb auch in fertiger Konfektion gut bedient.

Das Heim soll man entlasten von allem überflüssigen. Die kalte Pracht, der Salon, ist ja Gottilob meistens schon ein Opfer der Zeit geworden, man verbanne diese steifen greulichen Sessel und Sofas, man lasse sie umarbeiten zu bequemen Klubesseln und die Schauerungestirne von Sofaumbauten lasse man zu irgend einem nützlichen Stück Möbel werden, ein geschickter Tischler weiß Rat und zaubert aus der häßlichen Überflüssigkeit oft brauchbaren Hausrat. Die himmelblauen und sonnenuntergangsröten Landschaften aus der Zeit der Reproduktionsbegeisterung verbanne man von seinem Angesicht zur Kumpfkammer, oder man mache es wie ich und tausche sie bei farbenfreudigen Landbewohnern gegen Wurz und Schinken um. Lieber eine beruhigende leere Wand als diese purpuralühenden Scheußlichkeiten. Wenig Bilder, aber dafür gute Stücke zeugen von der Kultur der Bewohner, die prächtigsten Radierungen sind heute für wenig Geld zu haben und geben einen Wand Schmuck, an dem sich noch unsere Enkel erfreuen können.

Wir brauchen nur wenig Zimmer, wir brauchen nur wenig Geld. Die teuren Tapeten sind in ganz Süddeutschland dem glatten vornehmen Farbenstrich gewichen, du selbst kannst deine verschossene Tapete überstreichen, und die dunklen schweren Fenstervorhänge durch billigen bunten Kattun ersetzen, es gibt nichts hübscheres als eine gute Farbenwirkung im Zimmer. Sie ist durch die teuerste Kostbarkeit nicht aufzuwiegen. — Die Arbeiterwohnungen unserer Siedlungshäuser sind oft von einer verblüffenden Wirkung, und erfreuen genau wie die alten Bauernhäuser in Tirol und Bayern jeden Kunstfreund, das macht die Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Einrichtung, der Farbenfrohsinn und die Raumausnutzung. Wir sind durch die strenge Zeit der Geldknappheit Feinde der luxuriösen Lebensführung geworden, wir müssen die Einfachheit lieben, aber die Freude an Form und Farbe soll dafür erlösen, denn wir brauchen fröhliches Leuchten um uns.

Die klaren herben Linien sollen uns zur Schlichtheit, zum Durchhalten ermahnen, aber die hellen lichten frohen Farben sollen uns den Mut geben zum Leben, Lachen und Lieben. Wir brauchen keinen Luxus, keinen Reichtum, keinen Übermut, aber ein stilles frohgemutes Beisein der Heiterkeit, eine gläubige Hoffnung auf morgen und ein sieghaftes Vertrauen „auf unsere alte Teutonenkraft, die immer noch lachende Wunder schafft.“

C. v. Wedelsiedt.

Seht die Wintergarderobe nach.

Es ist jetzt die höchste Zeit, die Wintergarderobe nachzusehen. Die Witterung wird immer kühler und es wird nicht mehr lange dauern, bis man die Übergangskleidung mit ausgesprochenen Winterlachen wird vertauschen müssen. Dadurch, daß man hier unnötig lange zögert, teils auf falscher Eitelkeit, teils aus Nachlässigkeit, entstehen zu einem großen Prozentsatz die so berüchtigten Herbstverkältungen. Gerade in der Übergangszeit, wo der Körper noch an die heißen Sommertemperaturen gewöhnt und auf sie eingestellt ist, ist er besonders empfindlich und muß genügend warm gehalten werden. — Es ist aber sehr unangenehm, wenn man im letzten Augenblick, wenn man die Sachen braucht, die Entdeckung macht, daß der Winterhut schon allzu schädig geworden ist, das Kleid aus der Mode gekommen, die Handschuhe schmutzig und zerrissen sind, kurz kein Stück wirklich ganz in Ordnung ist. Man hat dann keinen Ärger, während wenn man die Sache rechtzeitig in die Hand nimmt, der Schaden sehr leicht und mit wenig Mühe behoben werden kann. Daher gilt es, alle diese Sachen jetzt schon hervorzuholen und eine Generalinventur vorzunehmen. Dann lege man aber auch gleich Hand daran und führe die nötigen Ausbesserungen aus, bezw. gebe sie zur Modistin oder Schneiderin weg. Die Sachen aber, die man nicht mehr brauchen kann, hebe man nicht jahrelang auf, was nur einen unnötigen Ballast darstellt. Gerade heute in der Zeit der allgemeinen Notlage gibt es genug Menschen, die man mit den abgelegten Kleidungs- oder Wäschestücken noch erfreuen kann.